

# Der Welt Spiegel

Illustr. Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts

## Das Telephon.

Von Flemming Agreen-Uffing.

„Bitte, zahlen!“  
Der dicke Großkaufmann sitzt hochmütig an seinem Stammtisch und nippt an seinem Kaffee.  
„Bitte, zahlen!“ ruft er nochmals, als niemand ihn zu hören scheint. Endlich nähert sich der Kellner Nr. 3, namens Nasmussen, bedächtig und langsam, wie die dänischen Kellner zu tun pflegen.  
„Wie lange soll ich denn eigentlich auf Sie warten? Ich möchte zahlen!“  
„Bitte,“ sagt Nr. 3 und notiert die verschiedenen Posten. Nasmussen bedient den Großhändler nicht gern, denn seine Unfreundlichkeit gegen die Kellner sieht in traurigem Mißverhältnis zu seinem spärlichen Trinkgelde.  
„Bitte!“ Nr. 3 reicht ihm die Rechnung.  
„Um!“ Er sieht die Posten durch und prüft sorgfältig die Summe nach, um zu sehen, ob der Kellner ihn auch nicht geprellt hat. Wese demjenigen, der sich etwa bei der Addition geirrt hat, das heißt, wenn der Irrtum zum Nachteil des Großhändlers ist.  
Aber die Rechnung stimmt, und er nimmt sein Portemonnaie aus der Tasche. Er hat 3,50 Kr. zu bezahlen und gibt dem glücklichen Kellner 3,60 Kr. Der verbugt sich übertrieben höflich und will sich gerade entfernen, als der Großhändler zu ihm sagt: „Sorgen Sie das nächste Mal dafür, daß ich mit dem Kaffee nicht geprellt werde. Es war nur eine Kaffe in der Kanne, und es sollen zwei darin sein.“  
Nr. 3 zuckt bedauernd mit der Schulter und will sich entfernen. Da bricht die Wut, die stets in dem Großhändler gärt, los, und er schimpft und flucht über diese verdammte Kellnerlei mit der einen Kaffe Kaffee. Doch nun verliert Nr. 3 die Geduld und erbietet sich höflich, den streitigen Kaffee selbst zu bezahlen.  
„Ich will den Verlust gern persönlich tragen,“ sagt er.  
Diese Worte wirken auf den Großhändler wie eine eiskalte Dusche. Er wird augenblicklich ruhig und beherrscht und sagt mit großer Würde zum Kellner:  
„Sie irren sich durchaus, mein Freund. Meine Beschwerde richtet sich nicht gegen Sie, sondern gegen das Büfett. Sie, mein Lieber, sind ja nur ein Telephon zwischen mir, dem Gast, und dem Büfett. Sie sind nichts weiter als ein Telephon, das die Befehle empfängt und weitergibt, die das Büfett oder ich Ihnen erteilen.“  
Nasmussen sieht den Großhändler an. Er hat

im Laufe der Jahre als Kellner manches hintergeschluckt müssen, aber das war denn doch — es gibt doch eine Grenze! Und seine Stimme zittert vor Kränkung, als er sagt: „Der Herr Großhändler meint also, ich sei ein Telephon?“  
Das ist alles, was er über die Lippen zu bringen vermag. Der Gast hat inzwischen seinen Ueberseher angezogen, und während er das Lokal verläßt, wiederholt er als schönen, würdigen Abschluß des kleinen Intermezzos seine Worte:  
„So, Sie sind nur ein Telephon, merken Sie sich das — aber Sie sind ein verdammt schlechtes Telephon.“  
Es ist ein paar Stunden später. Das Café ist fast leer, nur an einigen Tischen sitzen noch einige Gäste bei ihrem letzten Whisky. Nasmussen sieht an eine Saule gelehnt und starrt melancholisch vor sich hin. Er denkt. Seine Gedanken drehen sich nur um eine einzige Sache, nämlich die, daß man ihn ein Telephon genannt hat. Er

kann es sich kaum vorstellen, daß man ihm diese infame Kränkung zugefügt hat, ihn, dens Peter Nasmussen, ein Telephon zu nennen. Selbstam übrigens, daß er es nicht abschütteln kann. Er pflegt sich doch sonst dergleichen nicht so zu Herzen zu nehmen. Aber — und seine Miene bekommen einen philosophischen Ausdruck — kam es vielleicht daher, daß es wirklich eine Verächtlichung hatte, ihn mit einem Telephon zu vergleichen? Hatte der Großhändler nicht recht? — Und Nasmussen denkt und überlegt und philosophiert, kommt aber zu keinem Resultat.

Doch eine merkwürdige, beklemmende, schwere Traurigkeit lastet beständig auf ihm. Er kann nicht vergessen, daß der Großhändler ihn zu einem Telephon reduzieren wollte, und bald ist er so weit gekommen, einzusehen, daß der Großhändler in der Tat recht hat. Denn was ist er anderes als ein Telephon zwischen dem Büfett und den Gästen? Und Nasmussen empfindet plötzlich einen grenzenlosen Kummer über seinen Beruf und sich selbst und das ganze Leben.

Am Esstisch ist wiederholt an das Glas geschlagen und gerufen worden, da die Gäste dort gern bezahlen wollen. Aber Nasmussen hört und sieht nichts, unbeweglich steht er an seiner Saule und denkt darüber nach, ob er ein Telephon sei.

„Hallo! Sie da!“  
Die Gäste am Esstisch werden ungeduldig.

Da gibt es einen Ruck in Nasmussen, und er geht zu ihnen. Während er mechanisch die Bezahlung entgegennimmt, Geld herausgibt und sich für das Trinkgeld bedankt, klingt es unablässig in seinen Ohren: „Hallo! Sie da!“

Und einen Augenblick ist der gute Nasmussen im Begriff zu glauben, daß er ein wirkliches Telephon sein müsse — und gleichzeitig ist er sich darüber klar, daß er verriickt wird, wenn diese Zwangsvorstellung ihn nicht bald verläßt.

Das Café ist geschlossen. Die Stühle stehen auf den Tischen, und nur eine einzige elektrische Flamme leuchtet Nasmussen, der an einem Tisch sitzt, sein Geld zählt und seinen Verdienst nachrechnet. Obwohl er in den letzten drei Tagen für zwei gearbeitet hat, da er die Arbeit eines kranken Kollegen mit übernommen hatte, ist er nicht im geringsten müde. Und er wundert sich nicht einmal darüber.

Doch morgen kann er sich ausschlagen, denn dann kommt ein Reservekellner, der die Arbeit des Kollegen übernehmen soll. Gut, daß der endlich kommen soll, denn lange hält man einen Arbeitstag von achtzehn Stunden doch wohl nicht aus, denkt Nasmussen.

Er fühlt ein Surren im Kopf — durchaus nicht



Fran Ginette Vantelme-Edwards, Henri Manuel, Paris, phot. die bekannte Pariser Schauspielerin, die bei Emmerich im Rhein extrant.